Alfred Paul Schmidt

# Leuchtender Atem

## Alle Jahre wieder – Erzählungen

edition keiper

www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016

1. Auflage Dezember 2016
literatur nr. 74
Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz
Cover, Layout und Satz: textzentrum graz
Coverfoto: Ulrike Rauch
Autorenfoto: Robert Fimbinger
Druck: Bookpress.eu
ISBN 978-3-903144-03-3

Das Land Steiermark
→ Kultur, Europa, Außenbeziehungen

GRAZ KULTUR

ALFRED PAUL SCHMIDT

# Leuchtender Atem

Alle Jahre wieder – Erzählungen

Inhalt

Harz im Advent . . . . . 9
Weihnachtsamnestie . . . . . 22
Der leuchtende Atem . . . . . 35
Verschneit zieht der Wald nach oben . . . . . 45
Beschwörung . . . . . 56
Bachkantate . . . . . 67
Schwarzer Humor . . . . . 78
Stille Nacht . . . . . 91
Die nahe Ferne . . . . . 102
Das flache Dach . . . . . 116

Die Entstehung dieser Erzählungen verdankt sich einem Gespräch mit Taliman Sluga, in dem er mir erzählte, dass er zusammen mit seiner Frau Christine jährlich eine Weihnachtsfeier in seiner Wohnung, sie ist ziemlich geräumig, veranstaltet, zu der ihre sämtlichen Freunde und guten Bekannten eingeladen werden. Das Fest erfreut sich seit Jahren eines regen Zuspruchs; es kommen regelmäßig bis an die vierzig Gäste zusammen. Bei dieser Feier wird nicht nur nach Herzenslust gegessen und getrunken, der Hausherr lässt es sich auch angelegen sein, dass er den Gästen etwas vorliest, zumeist einen Text, entweder heiter oder besinnlich, der zum Weihnachtsabend in einem erhellenden Bezug steht.

An dieser Stelle des Gesprächs machte ich den Vorschlag, ich könnte ja eine Weihnachtserzählung schreiben, die ich bei der nächsten Feier vorlesen würde. Der Vorschlag wurde von Tali mit Vergnügen angenommen, und da die Geschichte, als ich sie vortrug, dem Publikum ausgezeichnet gefiel, beschlossen wir das Unternehmen fortzusetzen, mit dem Ergebnis, dass in den letzten zehn Jahren zehn Erzählungen mich zu ihrem Verfasser erwählten, ein bunter Strauß, der den Beifall von Anita Keiper fand, die sich ohne jedes Zögern entschlossen hat, die Sammlung der Geschichten in ihr Verlagsprogramm aufzunehmen.

Ich danke meinen Verbündeten Tali und Christine Sluga ebenso wie Anita Keiper, dass sie geholfen haben, dass diese Erzählungen erscheinen, und Ihnen, lieber Leser, wünsche ich die ebenso alte wie vergnügliche Erfahrung, dass Zuhörer und Erzähler im Grunde ein und dasselbe sind.

Fröhliche Weihnachten Ihnen allen
Alfred Paul Schmidt

# HARZ IM ADVENT

Als ich mich nach meiner Matura im heurigen Juni im Spiegel betrachtete, sah ich zwar ein recht hübsches Mädchen, aber nichts von jener Reife, die mich befähigt hätte, mich für irgendein Studium zu entscheiden, aber nach wenigen Tagen sagte ich mir, ich werde vor der Universität ein soziales Jahr einschieben; und so ist es auch gekommen. Seit August arbeite ich in einem Altersheim am Rande der Stadt, in dem 120 Alte betreut werden und wo ich mich durch allerlei Handreichungen in Küche, Haus und Pflege nützlich zu machen versuche.

Dass ich diese Zeilen heute am Tag der unschuldigen Kinder niederschreibe, geht auf eine kleine Begebenheit mit meinem Freund zurück, der Arzt werden will und zurzeit seinen Zivildienst beim Roten Kreuz absolviert. Als wir vergangene Woche spätnachmittags durch die weihnachtlich beleuchtete Altstadt bummelten, fragte er mich, wie sich eigentlich bei uns im Altenheim die Weihnachtszeit gestaltet. Ich gab ihm in groben Zügen Bescheid, und er war zufrieden damit. Mir ging währenddessen was ganz anderes durch den Kopf, nämlich: Ich werde an Klaus, er ist meine erste Liebe, gerne zurückdenken, wenn sie vergangen sein wird, wie es bei einer ersten Liebe die Regel ist. Später jedoch schämte ich mich meiner Oberflächlichkeit, denn schließlich möchte ich nicht, dass mein Leben an mir vorüberzieht, ohne eine Ahnung, was eigentlich vor sich gegangen ist. Und deshalb sitze ich nun hier an meinem Schreibtisch und befrage meine Erinnerung, wie ich die

Frage des lieben Klaus um einiges genauer beantworten hätte sollen.

Es fängt Mitte Dezember an, die Stimmung ändert sich, die Besuche werden zahlreicher, die Angehörigen, die regelmäßig das eine oder andere Stündchen mit ihren Alten verbringen, kommen öfter, manche täglich, und zu diesen Getreuen gesellen sich vermehrt jene Stumpfen, die übers Jahr höchst selten oder gar nie vorbeischauen, aber steht Weihnachten vor der Tür, scheint ein Besuch bei der Mutter oder dem Vater im Seniorenheim auch diesem Menschenschlag so was wie eine unumgehbare Schuldigkeit zu sein, die jedoch, und das ist erstaunlich, keineswegs mit scheelen Blicken auf die erlittene Vernachlässigung entgegengenommen wird. Die alten Herzen freuen sich vielmehr über das Zusammensein, belebt von der Vertrautheit, die es einmal gegeben hat und in die man wie von unsichtbarer Hand wieder hineingeführt wird.

Dass sich im Heim eine bewegtere Stimmung ausbreitete, eine Art von Elevation, rührte gewiss vom vermehrten Kommen und Gehen, durch das sich auch das Begegnen auf den Gängen vermehrte, das Sprechen und das Lachen. Alte wie Pfleger bekamen etwas gelöstere Züge im Gesicht, und da jeder einen Funken mehr Liebe in sich trug, wirkte man tröstend und wohltuend aufeinander ein. Unsere Schützlinge wurden gesprächiger, drängten weniger zum Arzt, ja es kam sogar vor, fehlte ihnen gar nichts, dass sie sich bei ihm für die gute Behandlung übers Jahr bedankten, der ihre, sagten sie, überraschende Schmerzfreiheit geschuldet sei.

Eine meiner Aufgaben, der ich recht gerne nachkam, bestand darin, dass ich einzelne Alte begleitete, wenn sie nachmittags Lust auf einen Spaziergang in der Umgebung hatten. Dass ich inzwischen weiß, was ich studieren will, verdanke ich einem solchen Spaziergang. Es war ein ehemaliger Buchhalter, ein Herr Hütter, an dessen Seite, er litt etwas an Parkinson, ich in der Vorweihnachtszeit einen Fichtenwald entlangwanderte. Trotz des spärlichen Sonnenscheins verströmten die Bäume einen belebenden Harzgeruch, doch selbst dieser angenehme Duft konnte nicht verhindern, dass sich der Mann bitter beklagte, von seinem Sohn, er hatte sonst keine Kinder, keinerlei Besuch zu erhalten, nicht einmal zu Weihnachten, weder das letzte Mal noch das Jahr zuvor. Der Mann verstand die Welt nicht mehr, denn er und seine verstorbene Frau hätten dem Sohn, bis er von zu Hause ausgezogen sei, jede erdenkliche Zuneigung und Fürsorge angedeihen lassen.

Die Möglichkeit, dass mir Herr Hütter ein Märchen erzählt haben konnte, dass er in Wirklichkeit ein Rabenvater gewesen war, schob ich zur Seite, vielmehr ging ich davon aus, dass er die Wahrheit gesagt hatte und ihm die fürsorgliche Aufbringung seines Sohnes leider keine Dankbarkeit eingetragen hat, eine Misslichkeit, die mich, ins Allgemeine gehoben, fragen ließ, wie der Mensch mit dem Scheitern, dem er immerzu ausgesetzt ist, einigermaßen zurande kommen kann. Eine Frage, das war mir klar, die immer schon das Nachdenken der Philosophen geleitet hat, die immer schon wissen wollten, wer wir sind, was das Leben, was unsere Bestimmung ist und wie wir glücklich werden können. »Ich habe mir das gut überlegt«, sagte ich zu Klaus, »ich werde Philosophie studieren.«

»Großartig«, meinte er, »aber du weißt schon, leben kann man davon nicht.«

»Warum nicht«, sagte ich, »wenn eine Frau die heitere Gelassenheit selbst ist, kommt sie immer irgendwie durch.«

»Das schau ich mir an«, sagte Klaus.

»Wenn wir zusammenbleiben«, sagte ich, »kannst du das ja machen.«

Die ein, zwei Sekunden Verlegenheit, die wir uns redlich teilten, beendete Klaus mit einem Lachen, mit einem Kuss, der überraschend nachhaltig wirkte.

Auf der Bühne meiner Erinnerung, das Heim betreffend, trat als Nächstes ein Ereignis auf, das nicht zu den wesentlichsten gehörte, aber dennoch dazu beitrug, dass sich die Stimmung ins Erwartungsfreudige hinaufbewegte.

Einige unserer Anvertrauten, ein gutes Dutzend, wurden, zumeist am Tag vor dem Heiligen Abend, von ihren Angehörigen abgeholt, um die Festtage bei ihnen zu verbringen, eine Heimholung, die die Alten sehr bewegte und nicht selten zu Freudentränen führte, auf die unsere Pflegerinnen zumeist mit einem weichen, nachgiebigen Lächeln reagierten, in das, wie mir schien, eine gewisse Andacht hineingespiegelt war. Das mag übertrieben klingen, aber anders kann ich mein Empfinden nicht benennen, gewiss aber ist, dass ich einen anständigen Ruck verspürte, und durch ein wehes Stechen schoss ein tüchtiger Trost, als mich eine alte, gebeugte Frau, schon sehr schwach und müde, zum Abschied umarmte. »Wär schön«, sagte sie, »wenn wir uns nicht mehr sehen würden. Zu Weihnachten daheim sterben, was Besseres kann unsereins gar nicht mehr passieren.«

»Irgendwie war es erschütternd«, sagte ich zu Klaus, »zum ersten Mal zu hören, dass Sterben auch schön sein kann.«

»Der Tod ist nie schön«, schüttelte er den Kopf, »aber mir hat eine Ärztin gesagt, alles, was man tun kann, ist, den Sterbenden medizinisch in eine Art Rausch zu versetzen, im Rausch ist alles schön.«



Klaus holte aus der Innentasche seiner Jacke, wir saßen in einem Café, sein klingelndes Handy hervor, ein Anruf von seiner Dienststelle des Roten Kreuzes.

Während er telefonierte, kam mir die verwirrende Frage in den Sinn: Hat Weihnachten etwas Rauschhaftes an sich? Über die Ansprachen des Heimleiters und Bezirksvorstehers, gehalten bei der Weihnachtsfeier, gibt es nur zu sagen, sie wurden einfach hingenommen, ganz anders als die Weihnachtslieder der Mädchen und der Buben einer nahen Volksschule, denen der Saal, er war voll bis zum letzten Platz, einmütig applaudierte, bewirkten doch die wie von weit her vertrauten Melodien bei den Alten einen mild süßen Widerhall der Gefühle einer fernen Weihnachtszeit.

Das Hauptereignis der Feier war jedoch ein betagter Herr, ehedem Elektroingenieur, der von einem Weihnachten wenige Jahre nach dem Krieg erzählte, als er mit seiner Familie, man besaß eine kleine Keusche, in einem hoch gelegenen Tal zwischen tiefen Wäldern lebte, in welchem die Männer der bettelarmen Bevölkerung als Holzknechte arbeiteten. Der alte Herr, der Saal war abgedunkelt, saß auf einem niedrigen Podium, rechts ein großer Christbaum mit allem Drum und Dran, links eine klobige Krippe, und begann seine Geschichte damit, dass sein Vater, ihn, die Mutter und zwei Geschwister zurücklassend, des besseren Lohns wegen in Wien als Kranführer am Bau tätig war, und zwar seit dem Sommer des Jahres, in dem sich ereignete, wovon er erzählte.

Die Familie freute sich ungleich mehr als früher auf Weihnachten, auf die Tage, an denen der Vater auf Urlaub da sein würde, denn er fehlte an allen Ecken und Enden: der Mutter, sie war noch keine dreißig, als der Mann, den eine junge Frau nun einmal braucht, aber auch als der

Mann, mit dem sie sich die Verantwortung für die Kinder und die kleine Wirtschaft teilen konnte; den drei Geschwistern, zwei Buben und einem Mädchen, ging er vor allem als der Vater ab, der mit ihnen spielte und der ihnen beibrachte, wann immer er Zeit hatte, wie die Dinge des Lebens beschaffen sind. Dass wenige Tage vor dem 24. Dezember der lang ersehnte Schnee gefallen war, dass er über alles, die Häuser, die Wiesen und die Wälder, eine dicke, weiche Decke ausgebreitet hatte, kam den Kindern geradezu wie eine Versicherung vor, man würde das schönste aller Feste feiern, mit Geschenken, mitgebracht vom Vater, die, es gab gewisse Andeutungen der Mutter, alles Bisherige in den Schatten stellen würden.

Zwei Tage vor Heiligabend geschah jedoch etwas, kein großes Unglück, aber ein nicht gar so geringes allemal. Der damals 6-jährige Erzähler hatte sich eine körperliche Verletzung zugezogen, die ihn auf alle Fälle hinderte, sich der Vorfreude, sie steigerte sich von Tag zu Tag, voll und ganz hinzugeben, aber nicht nur ihn, sondern auch die Geschwister, und am meisten die Mutter. Die Sache kam so: Dem älteren Bruder, er war zehn, machte es Spaß, mit einem alten Fahrrad durch den Schnee im Hof zu pflügen, ein Unternehmen, das dem verrosteten Gestell offenbar nicht guttat, die Kette ging immer wieder herunter, und beim letzten Mal passierte dem 6-jährigen Bruder, er legte die Kette wieder auf, das Missgeschick, der 10-Jährige drehte vorzeitig die Pedale, sodass der Daumennagel des Jüngeren von einem Zahnrad durchbohrt wurde. Ein Zahn war tief ins Fleisch eingedrungen. Der Daumen, berichtete der alte Herr, tat zunächst gar nicht weh, er blutete auch nicht, eine Merkwürdigkeit, die die Mutter aber nicht beeindruckte, vielmehr hielt sie den Buben eine Predigt, darin gipfelnd,



dass dem Vater das Weihnachtsfest, jede Freude vergehen würde, wenn er sehen müsste, dass sich seine Fratzen aus reiner Hirnlosigkeit zu Krüppeln verstümmelt hätten. Aber später, als der Daumen zu schmerzen begann und zu einer blauen Zwetschke anschwoll, wich der Zorn der Mutter und sie säuberte die Wunde, träufelte Jod hinein, gab Schweinefett darauf und umwickelte den Daumen mit einem schützenden Verband.

Die ganze Aufregung rückte jedoch am Heiligen Abend, als der Vater um zwei Uhr nachmittags ankam, völlig in den Hintergrund; zwar wurde ihm die Verletzung gezeigt, der Verband war nicht zu übersehen, aber der gut gelaunte Vater war schnell mit einer alten Weisheit zur Hand. Der wirkliche Schaden, sagte er, stellt sich erst dann ein, wenn man durch ihn nicht klüger wird. Darauf packte er den Buben zusammen und ging mit ihm ins Dorf, zu einem alten Bauern, einem heilkundigen Mann, der den Daumen mit Kräutern und Baumpech einschmierte und danach mit dem Vater einen Schnaps auf die Genesung seines Buben hinunterkippte.

Und dann kam die Bescherung. Es gab einen großen Sack voller Süßigkeiten für alle, aber jeder bekam noch ein eigenes Geschenk, die Mutter eine Nähmaschine, die kleine Schwester eine richtige Puppe und eine Spielzeugküche, die Buben erhielten jeder ein Paar Ski; doch das wahre Geschenk sollte erst noch kommen. Sie konnten ihr Glück kaum fassen, als der Vater verkündete, er werde wieder hierbleiben und wieder ins Holz gehen, in Wien sei das kein Leben, außerdem sei Kranführer für ihn nichts. Stundenlang hoch oben in der Luft, ganz allein, niemand zum Reden, immer nur die Tiefe da unten, den Abgrund vor Augen, das mache ihn krank im Gemüt; das sei das ganze

Geld nicht wert. Und als später alle bei der Christmette zusammensaßen, erzählte der alte Herr, hat er dem lieben Gott für das Heimkommen des Vaters so innig gedankt, wie er nachher niemals mehr um etwas gebeten hat.

An sich hätte der Erzähler jetzt aufstehen und sich vor den Zuhörern verneigen können, aber die Geschichte hatte Höheres im Sinn und endete damit, dass der Bub am Morgen des Christtags, als er vor dem Waschen den Verband abnahm, seinen Augen nicht traute: der Daumen war völlig abgeschwollen, der Nagel wieder zugewachsen, die Verletzung ganz und gar abgeheilt, und jeder Schmerz war verschwunden.

Später habe ich erfahren, dass die meisten Zuhörer die Geschichte bereits kannten, aber es entsprach ihrem Wunsch, dass sie jedes Jahr erneut vorgetragen wurde.

»Ich denke«, sagte ich zu Klaus, als er mich vorige Woche abends vom Altenheim abholte, »ich denke, es ist die Verbindung von Weihnachten mit dem Wunderbaren, mit dem Übersinnlichen, was die alten Leute an der Geschichte begeistert. Der Applaus war jedenfalls überwältigend.«

»Naja«, sagte Klaus, »die alten Menschen werden eben wieder zu Kindern.«

»Dadurch«, sagte ich, »können sie ins Himmelreich eingehen. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder …«

»Theologisch überzeugend«, sagte Klaus, »aber als Arzt, der ich werden möchte, hab ich keine allzu große Freude mit solchen Zaubermärchen. Wir sind keine Wundertäter.«

»Vielleicht«, sagte ich, »geht es in der Geschichte gar nicht um das Unerklärliche, vielleicht ist es die Geschichte einer Heilung durch Freude. Immerhin haben die Mutter und die Kinder den Vater wieder zurückbekommen.«

»Jaja«, sagte Klaus, »das alte Gerede vom psychischen Einfluss auf die Heilungsmechanik des Körpers, aber das Gerede ist keine Wissenschaft, nichts ist bewiesen, meiner Meinung nach dient es nur zur Verschleierung der Tatsache, dass die Wissenschaft sehr oft nicht weiter weiß.«

»Ach Klaus, ich liebe dich«, seufzte ich, während wir über den Gartenweg unseres Hauses gingen, und genoss seine Küsse im Dunkel unter der Veranda über dem Hauseingang.

Später, allein in meinem Zimmer, fragte ich mich, warum ich vor einer Stunde, so mir nix dir nix, zu Klaus gesagt hatte, dass ich ihn liebe. Sonst nicht meine Art. Geschah es doch nicht ganz so unwillkürlich, weil ich einfach dringend in den Arm genommen und geküsst werden wollte? Aber warum dringend? Nach einer Weile, in der ich dieser Frage nachhorchte, erinnerte ich mich, wie ich für einen Augenblick ein verschwommenes Begehren nach Klaus verpürt hatte, als er mir widersprach, als er hartnäckig darauf bestand, Emotionen hätten keinen Einfluss auf den Körper, wenn es um einen Heilungsprozess geht. Ich muss ihn wirklich sehr lieben, dachte ich, wenn ich davon erregt werde, dass er ganz und gar nicht meiner Meinung ist, denn die wahre Liebe, glaube ich irgendwo gelesen zu haben, will jeden Gegensatz überbrücken. Doch in meinem Bett unter der Decke merkte ich beim Wegdösen und Einschlummern, wie ich aus dem kurzen Aufleuchten des Gedankens, die erste Liebe könne auch die letzte sein, in ein wunderbares Verlöschen im Schlaf hineinglitt.

Am späten Nachmittag des Heiligen Abends, kurz vor dem Abendessen, wurden den Alten in ihren Zimmern die Geschenke des Heims überreicht, ein kleines Paket, das Socken und Fäustlinge enthielt, etwas für die Körperpflege, Duschgel, ein solides Parfum für die Damen, Rasierwasser für die Herren, ein paar Naschereien, und diesmal als

merkwürdige Besonderheit eine Armbanduhr. Das nahe gelegene Zentrallager von Hofer hatte uns großzügig einen entsprechenden Restposten überlassen.

»Wieder einmal Weihnachten«, sagte Herr Hütter, als ich das Päckchen auf seinen Tisch stellte, »wieder einmal Weihnachten, und mein sauberer Herr Sohn hat sich natürlich wieder nicht bei mir blicken lassen.«

»Das tut mir leid«, sagte ich, »aber dafür sind Sie jetzt wieder gesund.« Er hatte eine hartnäckige Erkältung hinter sich. »Nach Weihnachten müssen wir wieder einmal spazieren gehen!«

»Was soll ich mit dem Zeugs«, schubste er verächtlich das Päckchen ein Stück über den Tisch, »es hat ja nicht einmal geschneit, eine graue Nebelsuppe ist alles, was es draußen gibt.«

»Trotzdem, frohe Weihnachten«, sagte ich etwas unwirsch, »jetzt schauen S' einmal, was in dem Packerl drinnen ist, ich komm nachher noch einmal bei Ihnen vorbei.«

Der verbitterte Herr Hütter verschwand jedoch schnell aus meinem Kopf, denn in den anderen Zimmern, wo ich die Päckchen hinbrachte, mit einem Wägelchen, verspürte ich zumindest ein wenig das mild leuchtende Gefühl von Eltern, die ihre Kinder bei der Bescherung unter dem Christbaum erleben. Die Alten wurden von einer ungewohnten Munterkeit erfasst, ihre Hände verloren das Tastende, sie griffen beherzt zu, wenn sie die kleine Schachtel von den Goldbändern und dem Seidenpapier befreiten, und die Freude, die sie angesichts der bescheidenen Gaben empfanden, spiegelte sich sofort in ihren Augen, die etwas aufgingen, in ihren Wangen, die sich leicht spannten, und über die alten Gesichter breitete sich ein mattes Glänzen, vermischt mit einem



Ausdruck der Überraschung, als wunderten sie sich, von einem Glücksgefühl ereilt worden zu sein, das sie zwar kannten, das aber wie durch ein Verschüttetes hindurch zu ihnen gekommen war. Während sie eifrig den Keksen, Schokoladen und Pralinen zusprachen, verfielen sie in Erinnerungen an die kargen, aber unglaublich geschätzten Geschenke, als sie noch klein waren. Sie sprachen ausnahmslos vom Schnee, in den die Weihnachten ihrer Kindheit eingehüllt waren, als schien deren Zauber, deren Geheimnis darin zu bestehen, dass es unter einer sanften weißen Decke verborgen lag. Jedes einzelne Geschenk wurde begrüßt, aber Entzücken löste die klobige Armbanduhr aus; zum einen, weil die weißen Ziffern und Zeiger auf dem schwarzen Blatt für die alten Augen deutlich erkennbar waren, zum anderen aber, weil sie von der Uhr irgendwie daran erinnert wurden, wie sie ihr Leben verbracht hatten, das immer wieder, sie erzählten davon, vom Geschenk oder vom Kauf einer Uhr markiert worden war.

Als ich etwas müde mit meiner Runde fertig war, lachte mir auf dem Flur eine alte Dame mit schlohweißen Haaren entgegen. »Fröhliche Weihnachten, Fräulein Waltraud«, sagte sie, »auch wenn man alt und krank ist, Weihnachten bleibt Weihnachten, hoffentlich ist es für mich heuer nicht das letzte Mal!«

Ich könnte, dachte ich im Weitergehen, dem Herrn Hütter erzählen, was die alte Dame gesagt hat, aber dann sagte ich mir, wozu, versteh ich doch selbst nicht, was sie eigentlich gemeint hat.

Das Zimmer von Herrn Hütter betretend, ich hatte vergeblich geklopft, sah ich ihn von der Seite; an seinem Tisch sitzend, den Kopf auf eine Hand gestützt, schaute er versunken die Geschenksuhr vor sich an. Nach ein paar Augenblicken wandte er sich mir zu. »Ah, Sie sind's«, sagte

er, »ich schau mir grad die Uhr da an, einen größeren Blödsinn hättets mir nicht schenken können! Was brauch ich für die paar Jahr, die ich noch leb, eine neue Uhr?«

»Ja, wenn Sie sie nicht mögen«, sagte ich, »dann geben Sie s' mir!«

»Gerne«, sagte er und reichte mir die Uhr mit dem Nachsatz: »So ist es mir mein ganzes Leben gegangen, ich hab immer alles hergegeben, aber bekommen hab ich nichts dafür.«

Kein Wunder, dachte ich, wenn du nur hergegeben hast, was du selbst nicht brauchst. Gesagt hab ich aber, dass ich ihm die Uhr, da sie mir gut gefalle, auch abkaufen würde.

»Nein, nein«, wehrte er ab, »von Ihnen krieg ich ja was. Hoffentlich schneit's, wenn wir das nächste Mal wieder zusammen spazieren gehen!«

Nun war es nicht so, dass meine neue Uhr eine neue Zeit angezeigt hätte, aber jedes Mal, wenn ich auf sie schaute, geschah es mit einem Anflug, als würde ich etwas Neues erwarten. Am frühen Abend des Stefanitags, die Geschäfte waren alle noch weihnachtlich dekoriert und beleuchtet, ging ich mit Klaus durch die Herrengasse, als er mir von seinem Heiligen Abend erzählte, an dem er mit der Rettung in eine Wohnung gerufen wurde, wo sich ein bis zur Vergiftung betrunkener Mann, ein hoffnungsloser Alkoholiker, durch den Christbaum, der auf ihn gefallen war, schwerste Verbrennungen zugezogen hatte. Seine Tochter und seine Frau, die schon zu Bett gegangen waren, hatten den Trunkenbold entdeckt, den nicht einmal die Flammen, die an ihm fraßen, aus seiner Ohnmacht holen konnten.

Ich hörte Klaus aufmerksam zu, aber zwischendurch, als wollte ich seine Geschichte vorantreiben, wohin, wusste ich nicht, schaute ich immer wieder auf meine Uhr.



Während der Erstversorgung durch einen Rotkreuzarzt sei der Mann wieder zu sich gekommen, ungefähr zu einem halben Bewusstsein, aber sein Stöhnen sei recht schnell wieder im Schlaf versiegt, in den ihn die herzstärkenden, sedierenden und schmerzstillenden Mittel, Klaus half beim Präparieren der Spritzen, hinübertransportierten. Nach kaum fünfzehn Minuten sei er unter einer Sauerstoffmaske im Rettungswagen gelegen, der durch die stille Nacht raste, und während der Arzt die Atemtätigkeit und das Herz des Mannes mit dem Stethoskop abhorchte, habe Klaus die Brandwunden, sie waren über den ganzen Körper verstreut, mit vorgefertigten Eiskompressen bepackt.

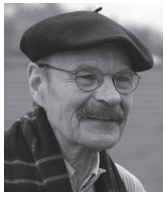
»O. k.«, sagte ich, »und wie ist es ausgegangen?«

»Im Spital haben sie natürlich über den Säufer geflucht, aber sie haben schnell festgestellt, dass er durchkommen wird.«

»Und«, sagte ich, »wie hast du dich gefühlt, dass ihr ein Leben gerettet habt, noch dazu am Heiligen Abend?«

»Weiß ich nicht«, zuckte Klaus die Achseln, »ich hab die ganze Zeit wie ein Haftlmacher auf das aufgepasst, was der Arzt gemacht hat. Im Nachhinein kann ich nur sagen, seine Sicherheit und sein überlegtes Hantieren haben mich sehr beeindruckt.«

Und wieder kam mir der Gedanke, eines Tages würde es aus sein mit uns beiden, aber dann schaute ich auf meine Uhr und sagte mir, die Zeit, die wir zusammen gewesen sein werden, wird mir helfen, es auszuhalten.



**Alfred Paul Schmidt**, 1941 in Wien geboren, lebt in Graz. Neben zahlreichen Prosawerken verfasste er unter anderem Theaterstücke, Hörspiele und seit 1986 Drehbücher für ORF-Krimi-Serien wie »Tatort«, »Stockinger« oder »Soko Kitzbühel«.

Viele Preise, u. a. der Fernsehpreis der österreichischen Volksbildung für das Drehbuch zur Romanverfilmung von »Die Wasserfälle von Slunj« von Heimito von Doderer.

Weitere Titel von Alfred Paul Schmidt
in der edition keiper:

**Das andere Gestern**
Roman

180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-9502761-2-1

**Nachbar Tod**
Kriminalroman

204 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-13-2

**Das Buch der Schläfer**
Kriminalroman

232 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-9503343-9-5

**Aus dem Grenzenlosen komm ich mir entgegen**

Roman

264 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-80-4